

CJ WRAY

DAS
GEHEIMNIS
VON PARIS
EIN FALL FÜR
EINE LADY



Buch

Jeder in Großbritannien kennt die Williamson-Schwestern Penny und Josephine. Mit über neunzig Jahren gehören die beiden exzentrischen Damen zu den letzten lebenden Kriegsveteraninnen des Königreichs. Für den Galeristen Archie sind sie die geliebten Großtanten, von denen er alles Wichtige im Leben gelernt hat. Vom Fliegenfischen und Reifenwechseln bis hin zum Rezept für den perfekten Martini. Als die beiden Ladies in Paris geehrt werden sollen, packt er kurzerhand seine Koffer, um sie zu begleiten. Und so beginnt eine Reise in die Vergangenheit, zum Ausbruch des Krieges, zu einer tragischen Liebesgeschichte und den geheimen Missionen, die Penny und Josephine für die britische Regierung ausgeführt haben. Denn anders als Archie glaubt, sind seine Tanten keinesfalls harmlose Seniorinnen. Und in Paris haben sie noch eine Rechnung zu begleichen ...

Autorin

CJ Wray ist das Pseudonym einer *Sunday-Times*-Bestsellerautorin. Aufgewachsen im Westen Englands, studierte Wray Psychologie, bevor ihr wildes Berufsleben begann. Sie hat bereits über vierzig Bücher geschrieben, Küchen verkauft, Erotik redigiert, einen bewaffneten Bankräuber interviewt und sich einmal sogar als Prinzessin ausgegeben.

CJ WRAY

DAS
GEHEIMNIS
VON PARIS

EIN FALL FÜR
EINE LADY

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Stefanie Retterbush*

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2024
unter dem Titel »The Excitements« bei Orion Fiction,
an imprint of The Orion Publishing Group Ltd, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2025

Copyright © 2024 by Christine Manby

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2025

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: FinePic®, München

Redaktion: Dr. Ann-Catherine Geuder

MR · Herstellung: ik

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20653-7

www.goldmann-verlag.de

Meiner Mutter, in Liebe

Erstes Kapitel



London, Frühjahr 2022

John Betjeman hatte recht. Bei Peter Jones war die Welt noch in Ordnung, dachte sich Archie Williamson, während er an einem Cappuccino nippte und vom Café im sechsten Stock des Kaufhauses den Blick über die Dächer von London schweifen ließ. Das Café gehörte zu Archies liebsten Orten überhaupt. Selbst an grauen Tagen herrschte hier eine sonnige Atmosphäre, und immer konnte man früher oder später einen Fensterplatz ergattern, weil allen Besuchern bewusst zu sein schien, dass man bei einer derart grandiosen Aussicht nicht stundenlang vor einem einzigen Caffè Latte sitzen konnte. Archie nickte zufrieden, als er sah, wie eine junge Frau mit Laptop ihren Tisch für eine überforderte Mutter mit zwei kleinen Kindern räumte. So konnte er noch ein Weilchen sitzenbleiben.

Seine Lunch-Verabredung war noch nicht da, also schlug Archie die Vorabendausgabe des *Standard* auf, die der letzte Gast an seinem Tisch liegengelassen hatte, und blätterte zur Rätselseite. Das Zahlenrätsel mochte er am liebsten. Jedes Mal klappte es ein bisschen schneller, wobei es noch eine Weile dauern würde, bis er das Rätsel so fix würde lösen können wie seine Großtante Penny.

Während er sich noch den Kopf zerbrach, ob die Nummer 24 nun ein »A« oder ein »O« war, verkündete sein Handy summend den Eingang einer Nachricht. Sie kam von Arlene, Pennys Haus-häuserin, die ihm mitteilte, dass sie Penny und ihre ältere Schwester Josephine vorhin in ein Taxi gesetzt hatte, das jeden Augenblick am Sloane Square eintreffen müsste. Archie bedankte sich für die Information. Arlene war wirklich ein Goldstück. Doch auch nach weiteren vierzig Minuten war von Archies geliebten Großtanten noch immer nichts zu sehen. Dann, gerade als er Arlene schon anrufen und sie bitten wollte, in ihrer App nachzusehen, wo das Taxi abgeblieben war, kam eine sehr offiziell aussehende Dame aus dem Aufzug marschiert und rief im Laufen: »Mr Archie Williamson? Ist ein Mr Archie Williamson im Café?«

»Hier«, meldete sich Archie, stand auf und winkte ihr. Zwei Gäste an Tischen in der zweiten Reihe sprangen wie auf Kommando auf, bereit, zu Archies Platz zu stürzen, sobald er frei wurde. Sie beäugten einander wie Olympioniken in den Startblöcken beim Hundert-Meter-Lauf und würden sicher lossprinten, sobald Archie erst einmal den Weg freigemacht hatte.

»Ach, ein Glück.« Die Dame, die, wie auf ihrem Namensschild zu lesen war, Erica hieß, seufzte erleichtert. »Es geht um Ihre Großtanten. Die beiden Ms Williamsons? Ich muss Sie bitten mitzukommen.«

Archie war augenblicklich beunruhigt. »Ist alles in Ordnung? Ist ihnen etwas zugestoßen?«

Schließlich hatte es letzten Monat einen kleinen Zwischenfall gegeben: Josephine war vor dem McDonald's in der King's Road auf einem achtlos weggeworfenen Burger ausgerutscht und hatte Penny im Fallen mitgerissen. Beide hatten mit Verdacht auf eine Gehirnerschütterung die Nacht im Royal Hospital Chelsea verbringen müssen.

»Nein, nein«, versicherte Erica rasch. »Es geht beiden gut. Zumindest körperlich.« Leiser fügte sie hinzu: »Es geht um etwas anderes. Etwas ... Mr Williamson, vielleicht sollten wir das lieber irgendwo unter vier Augen besprechen. Wenn Ihnen das recht ist?«

Archie folgte Erica zum Aufzug. Im Erdgeschoss angekommen, führte sie ihn durch Regalreihen ordentlich gestapelter Handtücher und Bettwäschesets zu einer Tür, die ihm bisher nie aufgefallen war. Die hielt sie ihm nun auf, damit Archie vor ihr durchgehen konnte.

»Ihre Großtanten warten drinnen«, sagte sie.

Archie war es irgendwie unangenehm, dass Erica ihm die Tür aufhielt, weil seine Kinderstube ihm eigentlich sagte, es müsse umgekehrt sein, aber dann ging er trotzdem an ihr vorbei in den Raum dahinter. Er rätselte immer noch, was ihn dort wohl erwarten würde.

In einem schlichten Büro mit geschmackvollen Pastelldrucken (erhältlich im vierten Stock) saßen Archies Großtanten nebeneinander vor einem sehr aufgeräumten Schreibtisch auf zwei Stühlen. Draußen war es frühlingshaft mild, aber die beiden waren warm eingemummelt in Mäntel und Schals. Josephine trug eine dunkelblaue Schifermütze, Penny ihr Lieblingsbarett aus Mohair. Archie wunderte sich immer wieder, wie klein und zierlich seine Tanten wirkten, wenn er sie außerhalb ihres Hauses in South Kensington sah, aber heute erschienen sie ihm winziger denn je. Vielleicht war es auch wegen der beiden Hünens, die sie flankierten wie Wachposten. Sicherheitsleute in Zivil, dachte Archie sich mit wachsendem Unbehagen.

»Ach, Archie. Wie gut, dass du da bist«, sagte Josephine. »Das Ganze ist ein schreckliches Missverständnis.«

»Was ist denn los?«, fragte er.

Tante Penny heftete den Blick auf ihre Füße in den praktischen

Klettverschlusschuhen, Größe 36. Als sie schließlich wieder aufschaute, machte sie ein Gesicht, wie Archie es von sämtlichen Fotos seiner Großtante zwischen 1924 und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs kannte. Sie hatte wieder irgendetwas ausgefressen. Was zum Kuckuck sollte das für ein »Missverständnis« sein?

»Archie, mein Lieber, es tut mir so leid, dich derartig in Verlegenheit zu bringen«, setzte Penny an. »Ich habe ihn nur in die Hand genommen, weil ich ihn mir etwas genauer anschauen wollte, aber ich muss wohl in Gedanken gewesen sein, und ehe ich michs versah, hatte ich ihn auch schon in die Handtasche gesteckt und ohne nachzudenken den Reißverschluss zugezogen.«

Der fragliche »er« war ein kleiner Kristallelefant im Swarovski-Stil, der nun drollig auf den Hinterbeinen mitten auf Ericas Schreibtisch stand.

»Rufen wir die Polizei?«, fragte einer der Wachleute.

Die nette Erica biss sich auf die Unterlippe. Sie schaute von dem Wachmann zu den beiden Schwester und schließlich zu Archie und dann wieder zu dem Wachmann. Ihr Unbehagen war fast greifbar.

»Ich glaube, die Polizei zu rufen, ist in diesem Fall wirklich nicht nötig«, warf Archie ein. »Wie Sie sehen, ist meine Tante Penny«

Wie es nur sagen, ohne vor ihr das Wort »alt« in den Mund zu nehmen?

»Nun, ich glaube, sie wird es mir nachsehen, wenn ich Ihnen sage, dass sie gelegentlich ein bisschen vergesslich sein kann. Aber sie ist ein grundguter, hochanständiger Mensch und käme *nie* auf den Gedanken, sich mittels Diebstahls am Eigentum von Peter Jones vergreifen zu wollen. Sie ist so ehrlich, wie der Tag lang ist. Es ist bloß ... es ist so, sie hat ... Sie wissen schon ... sie hat ...«

Nein, das »D«-Wort konnte er auch nicht sagen, selbst wenn es Penny vor dem Knast bewahren könnte.

»Die Sache ist die: Sie ist kürzlich siebenundneunzig geworden.«

Penny nickte wie ein geprügelter Hund, und plötzlich sah man ihr jedes einzelne ihrer vielen Lebensjahre an.

»Ich war *im Krieg*«, piepste sie.

»Und ich auch«, setzte Josephine hinterher.

»Tatsächlich«, fuhr Archie fort, »sind wir heute hier, weil ich oben im Café mit meinen Tanten über ihre Teilnahme an den diesjährigen Feierlichkeiten zum VE Day in der Royal Albert Hall sprechen wollte. VE Day? Der Jahrestag zur Feier des Kriegsendes?«

»In Europa«, präzisierte Penny. »Im Fernen Osten ging der Krieg erst Monate später zu Ende.«

»Ganz recht, Tante Penny.« Wieder an Erica gewandt, sagte Archie: »Sie sollen in ihrer Funktion als Vertreterinnen der Women's Services auch mit Prinz Charles zusammentreffen.«

Der Wachmann, der die Polizei rufen wollte, schien gänzlich ungerührt, aber Archie sah dem jüngeren Mann und Erica an, dass sie gebührend beeindruckt waren, zwei echten Weltkriegsveteraninnen gegenüberzustehen.

»Ich war bei den Wrens«, warf Josephine ein.

»Dem Women's Royal Naval Service, dem königlichen Marinestaff der Frauen«, erläuterte Archie.

»Und ich war eine FANY«, sagte Penny.

»First Aid Nursing Yeomanry, das Sanitätsfreiwilligencorps«, beeilte Archie sich zu erklären.

»Danke für Ihren Dienst an unserem Land«, sagte der jüngere Wachmann.

Eine Plättitüde, die, wie Archie nur zu gut wusste, seine Tanten beide verabscheuten, aber heute waren sie gnädig (oder vernünftig) genug, dem Mann für die netten Worte zu danken.

»Ich bezahle den Elefanten natürlich gern«, beeilte Archie sich zu sagen, um die unangenehme Situation möglichst schnell aufzulösen. »Vielleicht können wir die Angelegenheit dann vergessen und alle unserer Wege gehen.«

»Nach den Vorschriften ...«, setzte der ältere Wachmann an.

»Soll jeder derartige Vorfall zur Anzeige gebracht werden«, fiel Erica ihm ins Wort. »Ich weiß, John, ich weiß. Aber in diesem Fall, wo Miss Williamson den Laden eigentlich noch gar nicht verlassen hat ...«

Archie lächelte dankbar und reichte ihr seine Kreditkarte. »Für den Elefanten.«

»Das ist wirklich nicht nötig«, sagte Erica.

»Ich möchte es aber«, sagte Archie und dachte sich, Penny hatte ihn ja anscheinend unbedingt haben wollen.

»Nun, wenn Sie darauf bestehen. Wir müssten allerdings zu einer der Kassen gehen.«

»Dann rufen wir also nicht die Polizei?«, fragte John.

»Nein, wir rufen nicht die Polizei«, bestätigte Erica. »Heute nicht. Meine Damen?« Sie hielt Penny und Josephine die Tür zum Verkaufsbereich auf.

Archie hieß seine Tanten in der Kissenabteilung zu warten, während er den unansehnlichen Kristallkitsch bezahlte. Den verblüffend kostspieligen Kitsch. Unsäglich teuer für ein so unbeschreiblich hässliches kleines Ding. Warum zum Teufel sollte jemand den freiwillig kaufen? Oder sich die Mühe machen, so was zu klauen?

»Ich glaube, zum Lunch gehen wir heute zu Colbert«, sagte Archie zu seinen Tanten, als er sie wieder abgeholt hatte. Er musste dringend raus an die frische Luft, weit weg vom Ort des Verbrechens. Die beiden Wachleute waren in Richtung Haupteingang zum Sloane Square hin verschwunden, also dirigierte Archie seine

Großstanten durch die Duftkerzenabteilung zur Symons Street, und seine angespannte Körperhaltung gab ihnen eindeutig zu verstehen, dass jetzt nicht die Zeit war, herumzubummeln und an der Cire-Trudon-Abd-el-Kader-Kerze zu schnuppern, die Penny immer an ihre Zeit in Algier erinnerte.

Zweites Kapitel



Archie Williamsons früheste Erinnerung an seine Großtanten stammte von einem Nachmittag in den Highlands im Sommer 1987. Da war er gerade sechseinhalb Jahre alt gewesen. Archies Eltern waren mit ihm in den Ferien nach Schottland gefahren, um ihm Grey Towers zu zeigen, den alten Familiensitz der Williamsons (inzwischen in der Obhut des National Trust for Scotland, der Stiftung zum Erhalt nationaler Kulturdenkmäler), und Josephine und Penny hatten sich ganz in der Nähe einquartiert, im kümmerlichen Rest, der ihnen vom einst stolzen Familienbesitz geblieben war: einer kleinen Hütte ohne Strom und fließend Wasser. Die Schwestern machten Angelurlaub und verbrachten ihre Zeit mit Fliegenfischen. Beladen mit frisch gefangenen Forellen, waren sie in das kleine Ferienhäuschen, wo Archie und seine Eltern sich eingemietet hatten, gekommen und hatten sich lautstark gestritten, wer von ihnen wohl den dicksten Fisch an Land gezogen hatte.

»Das sind die Schwestern deines Großvaters«, hatte Archies Vater Charles ihm erklärt.

Archie war auf Anhieb fasziniert gewesen von den beiden Frauen, die bedeutend älter waren als alle Menschen, die er in seinem jungen Leben bisher kennengelernt hatte. Wobei sie damals höchstens Mitte sechzig gewesen sein konnten. Die beiden kamen aus einer anderen Zeit – sie hätten genauso gut von einem

anderen Planeten kommen können –, und doch fühlte Archie sich nach nur einem Nachmittag und trotz der Jahrzehnte, die sie trennten, unwiderstehlich zu ihnen hingezogen. Sie schienen ihm wie zwei verwandte Seelen. Vielleicht kam das daher, wie sie mit ihm redeten. Von Anfang an behandelten sie ihn wie einen kleinen Erwachsenen und interessierten sich ernsthaft für seine Vorlieben und seine Meinung. Ihr Angebot, ihm das Angeln beizubringen, nahm er nur zu gerne an.

Am darauffolgenden Tag nahmen die Schwestern Archie zu ihrem ersten gemeinsamen Abenteuer mit hinaus auf den Loch. Archies Eltern fürchteten zwar, ihrem süßen, büchernärrischen Einzelkind könne ein ganzer Tag Angeln mit zwei Damen im fortgeschrittenen Alter zu lang werden, aber Archie genoss die Zeit mit seinen Tanten in vollen Zügen. Je besser er sie kennengelernt, desto mehr faszinierten ihn seine neuen Verwandten; sie erschienen ihm wie exotische Geschöpfe, die ruderten wie Seemänner und fluchten wie Bauarbeiter, aber deren Frisur den ganzen Tag tadellos saß. Als sie ihn abends schließlich wieder bei seinen Eltern abgaben, hatte Archie sich ein solides Grundwissen im Fliegenfischen angeeignet sowie sein Vokabular an Schimpfwörtern umfassend erweitert. Er konnte es gar nicht abwarten, die Schwestern bald wiederzusehen.

Wann immer sich die Gelegenheit ergab, besuchte Archie seine Großtanten, die ihn nur zu gerne um sich hatten. Es folgten weitere schottische Ferien in der eisig bitterkalten Hütte – Abenteuerreisen, die sein Vater mal sehr treffend als »wie Zelten, nur schlimmer« bezeichnete –, in deren Verlauf die Tanten Archie eine alternative Erziehung angedeihen ließen. Sie brachten ihm bei, wie man die örtliche Flora und Fauna bestimmte, und lehrten ihn, Feuer zu machen. Alles unendlich spannender als seine behütete

Stadtkindheit in Cheltenham. Zuhause durfte er die Streichhölzer nicht einmal in die Hand nehmen. Bei Penny und Josephine durfte er Knallpulverhütchen ins lodernde Lagerfeuer werfen.

»Die beiden sind wirklich kein gutes Vorbild für ihn«, beklagte sich Archies Mutter, als er von einem ihrer Ausflüge mit angesengten Augenbrauen nach Hause kam.

Von den Schwestern bekam er zudem ganz fraglos die am wenigsten altersgerechten Geschenke. Zu Archies Lieblingspräsenten gehörten die Bücher, die sie ihm zu seinem zehnten Geburtstag schenkten. Und während seine Großmutter sich schon sorgte, das Buch aus der *Gänsehaut*-Reihe, das er von ihr bekommen hatte, könnte ein wenig zu gruselig für ihn sein, mochte Archie am liebsten die alten Ausgaben von Major W. E. Fairbarns *All-In Fighting* und *Get Tough!* – Kampfkunst-Handbücher über verschiedene Methoden des unbewaffneten, tödlichen Nahkampfs –, die Tante Penny ihm aus ihrer persönlichen Bibliothek geschickt hatte. Den ganzen Sommer über übte er sich in sämtlichen Tricks des Defendu, Major Fairbairns selbstentwickelter »unfeiner« Kampfkunst, wobei er es leider auch schaffte, sich ganz ohne Gegner das Handgelenk zu brechen. Als nach den Ferien das Gerücht kursierte, Archie Williamson habe sich den Arm gebrochen, als er im Alleingang einen Einbrecher aus seinem Elternhaus verjagte, genau wie bei *Kevin – Allein zu Haus*, erfreute er sich kurzzeitig einer nie da gewesenen Beliebtheit.

Aber bei Penny und Josephine lernte er auch die schönen Dinge des Lebens zu schätzen. In dem großen weißen Haus in South Kensington, in dem die beiden Schwestern wohnten, brachten sie Archie bei, wie man Cordon bleu machte und Foxtrott tanzte. Er begleitete die Schwester nach London, ins Museum und ins Theater, und lauschte ehrfürchtig, wenn sie mit ihren Hausgästen aus aller Welt, die samstagabends das Haus bevölkerten,

gemeinsam aßen und tranken und Karten spielten und dabei auf Französisch, Deutsch, Italienisch oder Hausa miteinander plauderten, während Archie, inzwischen im Teenageralter, mit Feuereifer Martinis mixte.

»Ein bisschen mehr Wermut, mein Lieber.«

Die Schwestern liebten ihren Wermut. Und Gin. Sie mixten Martinis stärker als Molotowcocktails.

Später, als Archie etwas älter war, nahmen die Schwester ihn mit auf Auslandsreisen; zuerst nach Europa, dann auch nach Übersee.

»In jeden Koffer gehört ein Partykleid!«, lautete ihr weiser Rat fürs Reisegepäck.

Dank ihres Berufs und der familiären Verbindungen – Josephine war Akademikerin und hatte mit ihrem Mann, einem Diplomaten, schon überall auf der Welt gelebt, während Penny in Übersee in der Entwicklungshilfe gearbeitet hatte – schien es, als würden die Schwestern in jeder Stadt und in jedem Land, ganz gleich, wo sie auch hinkamen, interessante Menschen kennen, die sie zum Tee einluden und herzlich aufnahmen: Schriftsteller, Künstlerinnen, in Ungnade gefallene ehemalige Staatsminister ...

Irgendwann nahm Archie dann eine Anstellung in einer Galerie in London an, und das Schönste daran, dass er nun in der Hauptstadt wohnte, war, dass er seine Tanten fortan noch öfter sehen konnte. Er zog bei ihnen ein, in das Gästezimmer, das vollgestopft war mit Krimskram von ihren unzähligen Reisen, bis er schließlich die Anzahlung für eine eigene Wohnung zusammen gespart hatte.

Aber ehrlich gesagt ... wäre es Archie nicht ein bisschen unangenehm gewesen, seine Bekanntschaften mit nach Hause zu bringen, er wäre liebend gerne auf immer und ewig Hausgast bei den beiden Schwestern geblieben. Sich nach der Arbeit auf einen Sherry oder etwas Stärkeres – »da muss viel mehr Wermut rein, mein

Junge« – mit ihnen zusammenzusetzen, war der Höhepunkt eines jeden Tages.

»Warum um Himmels willen würde man mit zwei alten Tanten zusammenwohnen wollen?«, wurde er einmal gefragt.

»Weil sie viel unterhaltsamer sind als Leute in unserem Alter«, hatte Archies ehrliche Antwort gelautet. Menschen aus der Generation der Schwestern waren um Längen interessanter als Archies Altersgenossen. Und so viel kultivierter. Lieber lauschte er ihren Geschichten, als dass er mit anhören musste, wie irgendwer in seinem Alter mal wieder mit einem Absturzwochenende auf Ibiza prahlte.

Moderne Musik ließ Archie kalt. Moderne Literatur und Filme genauso. Dank der Schwestern hatte Archie schon mit fünfzehn sämtliche wichtigen Bücher der Vierzigerjahre gelesen und kannte alle Filme aus dieser Zeit in- und auswendig. Und so war es vielleicht unvermeidlich, dass er schließlich Experte für die Malerei der Vierziger geworden war. Wenn man Archie fragte, hatten die Schwestern in einem goldenen Zeitalter gelebt, obschon vom Zweiten Weltkrieg unterbrochen.

Aber viel wichtiger noch war, dass die Schwestern Archie gelehrt hatten, nach ihrer ganz eigenen Philosophie zu leben, die sie sich von einer fiktiven Streunerkatze namens Mehitabel abgeschaut hatten. Die *Archy-und-Mehitabel*-Bücher von Don Marquis, die die Schwestern als Kinder gelesen hatten, liebte auch Archie heiß und innig.

»Man muss *toujours gai* sein, Archie, *toujours gai*.«

»*Toujours gai*« war Mehitabels Motto gewesen, und nun war es ihres. *Toujours gai*, das bedeutete, immer daran zu denken, dass im Leben kein Platz war für Trübsinn und Selbstmitleid. Jede Gelegenheit, sich zu amüsieren, musste mit beiden Pfoten beim Schopfe gepackt werden.

Als Archie irgendwann zu der Erkenntnis kam, dass er selbst *toujours gay* war, hatten die Schwestern mit keiner Wimper gezuckt und ihm bei der heiklen Aufgabe geholfen, es seinen Eltern schonend beizubringen, die wie erwartet nicht ganz so gelassen darauf reagierten. Archies Meinung nach hatten die Schwestern ihn damals durch ihre behutsame Vermittlung vor der Entfremdung von seinen Eltern bewahrt. Und schon allein darum liebte er Penny und Josephine von Herzen. Und hatte sich geschworen, immer für sie da zu sein, so wie sie es immer für ihn gewesen waren.

Drittes Kapitel



An jenem späten Apriltag nach dem Peter-Jones-Debakel musste Archie bald einsehen, dass das, was er als schnelles kleines Lunch eingeplant hatte, vermutlich nicht vor fünf zu Ende sein würde. Ein schnelles kleines Lunch im Colbert war schlicht ein Ding der Unmöglichkeit. Nachdem die Schwester beide Steak frites mit Extra-Frites bestellt hatten – sie sahen zwar aus wie Vögelchen, aßen aber nicht so, es sei denn, man dachte dabei an gierige Silbermöwen –, entschuldigte Archie sich vom Tisch und stand auf, um seinen Assistenten anzurufen. Archie führte inzwischen seine eigene Galerie und galt als Autorität auf dem Gebiet der Kriegsmalerei des Zweiten Weltkriegs. Nachdem er Anweisung gegeben hatte, sämtliche Anrufe für den Rest des Tages umzuleiten, kehrte er an den Tisch zurück und machte es sich in Erwartung eines langen, trägen Nachmittags gemütlich.

Diesmal war es Josephine, die ihn fragte.

»Also, Archie, was für Aufregungen hast du heute wieder für uns?«

Es war die Frage, die die Schwestern ihm immer stellten. *Aufregungen* war ihr Ausdruck für jegliche Art von Unterhaltung, und da Archie irgendwann im Laufe der Jahre fast so etwas wie ihr Manager geworden war, oblag es ihm, dafür zu sorgen. Manchmal wurde Archie ganz anders, wenn er dieses Wörtchen hörte und er nichts anzubieten hatte oder er den Verdacht hegte, dass die

Aufregungen, die er für sie vorbereitet hatte, nicht ihren Erwartungen entsprechen würden. Als Weltkriegsveteraninnen, deren Anzahl altersbedingt stetig zurückging, waren die Schwestern heiß begehrt als Sprecherinnen bei Vorträgen, aber Archie wusste, dass es die beiden mittlerweile zu Tode langweilte, vor Universitätsstudenten und geschichtsversessenen Pedanten zu reden.

»Immer dieselben dummen Fragen«, seufzte Penny dann. Manchmal sogar in Hörweite der bedauernswerten Fragensteller.

Penny war besonders gefährlich, wenn etwas sie nicht interessierte. Erst vergangene Woche hatte sie, als ein elfjähriger Junge die Schwestern, wie es nach Schulvorträgen häufiger vorkam, fragte: »Haben Sie schon mal jemanden umgebracht?«, geantwortet: »Das wüsstest du wohl gerne, aber wenn ich dir das sage, muss ich dich auch umbringen.« Und das mit einem derart durchdringenden Blick, dass selbst Archie für einen Augenblick geglaubt hatte, sie könnte eine eiskalte, ruchlose Killerin sein.

Heute war Archie sich zum Glück sicher, dass er eine Aufregung für sie parat hatte, die wirklich aufregend war.

»Also, wie ich der netten jungen Dame bei Peter Jones schon sagte ...« Junge Dame? Die war doch bestimmt gut zehn Jahre älter gewesen als er. »Ihr beide seid zu einer Gedenkveranstaltung anlässlich des VE Day in der Royal Albert Hall eingeladen. Prince Charles und die Herzogin von Cornwall werden auch erwartet.«

»Nicht die beiden schon wieder«, stöhnte Penny. »Wenn man bedenkt, wie wenige von uns heutzutage noch übrig sind, müsstest man doch eigentlich annehmen, dass sie wenigstens Ihre Majestät persönlich hinschicken.«

»Die wird auch nicht jünger«, bemerkte Josephine, selbst zwei Jahre älter als die Queen.

»Stimmt auch wieder«, pflichtete Penny ihr bei. »Trotzdem. Es könnte das letzte Mal sein.«

»Nein, Tante Penny!«, protestierte Archie. »So was darfst du nicht sagen. Ihr werdet beide mindestens hundertsiebzehn, wie die französische Nonne, die sogar Corona überlebt hat. Sie wusste nicht mal, dass sie sich angesteckt hat.«

»Eine Nonne?«, fragte Penny. »Wie heißt es so schön? Ohne Schnaps, Zigaretten und Sex lebt man zwar nicht ewig ...«

»Aber es kommtt einem zumindest so vor«, vollendete Josephine den Satz.

Beide glücksten.

»Erzähl uns was über diese Gedenkveranstaltung«, sagte Josephine. »Sollen wir da was sagen?«

»Ich glaube nicht. Ihr seid als Ehrengäste eingeladen und sitzt vorne in der ersten Reihe gleich hinter dem Orchester, zusammen mit den anderen Veteranen.«

»Wer ist denn überhaupt noch übrig?«

»Doch nicht der alte Dambuster ...«, sagte Penny. »*Grapischer*«, murmelte sie ihrer Schwester tonlos zu.

»Das war ein Versehen«, sagte Archie in Bezug auf den unangenehmen kleinen Zwischenfall am Remembrance Day 2017. »Er ist auf dem Weg nach oben ans Rednerpult gestolpert und ...«

»Mir geradewegs ins Dekolleté gefallen?« Penny verschränkte die Arme.

»Ich werde sie bitten, ihn möglichst weit weg von euch zu setzen.«

»Ich habe gar nichts gegen ihn«, sagte Josephine. »Vielleicht kannst du sie bitten, mich zwischen ihm und dem entzückenden Army-Mann zu platzieren, den wir letztes Jahr kennengelernt haben. So ein charmanter Mensch ...«

»Dann kommtt ihr also mit?«, fragte Archie.

»Was sollen wir denn sonst machen?«, gab Penny zurück. »In unserem Alter passiert nicht mehr viel. Kaum noch eine

Aufregung. Es ist *vraiment* nicht leicht, *toujours gai* zu sein, wenn man kaum etwas hat, worauf man sich noch freuen kann.«

Archie verkniff es sich, seine Tanten darauf hinzuweisen, dass Dan Snow sie vor gerade einmal zwei Wochen für seinen Weltkriegs-Podcast interviewt hatte. Die meisten Menschen in ihrem Alter wären ganz aus dem Häuschen gewesen, von einem so netten jungen Mann befragt zu werden. Und so gutaussehenden. Wohingegen Josephine anscheinend nur aufgefallen war, dass er zwei farblich nicht zusammenpassende Socken angehabt hatte, als er für die Aufnahme zu ihnen nach Hause gekommen war.

»Also, ich weiß ja, dass man das bei einem Podcast ohnehin nicht sieht«, hatte Josephine gesagt. »Aber er hätte sich doch zumindest für uns ein kleines bisschen Mühe geben können.«

Wohingegen Archie den Verdacht hegte, dass Josephine den Mann nicht etwa der Socken wegen nicht leiden konnte, sondern weil er, während sein Team gerade alles für die Aufnahme vorbereitet hatte, ganz beiläufig erwähnte, dass er gerade eben von einem Interview mit Davina Mackenzie käme. Davina Mackenzie, inzwischen stolze hundertundein Jahre alt und noch vollkommen *compos mentis*, war die älteste Wren der Stadt.

»Und die Enkelin eines Admirals, nur falls sie das nicht erwähnt haben sollte«, sagte Josephine immer, sobald ihr Name fiel. Selbstredend ließ Davina Mackenzie den illustren Rang ihres Großvaters bei keiner sich bietenden Gelegenheit aus.

Josephine erkundigte sich bezüglich der bevorstehenden Feierlichkeiten, und das in einem Tonfall, den Archie gleich als betont beiläufig erkannte: »Und Davina Mackenzie? Ist die auch eingeladen? Als Enkelin eines Admirals ...«

Archie wusste, er musste seine Worte mit Bedacht wählen.

»Die Redakteurin der BBC sagte, ich sei der Erste, den sie bezüglich der Einladungen kontaktiert hat. Sie möchte euch beide

unbedingt dabeihaben. Die Gästeliste ist kurz, und ihr beide seid ihre erste Wahl.«

Womit Josephine sich zufriedenzugeben schien.

Ein Kellner stellte drei Mini-Baguettes auf den Tisch, und die beiden Schwestern stürzten sich prompt darauf.

Archie butterte sich ein mundgerechtes Stückchen Brot und erkundigte sich: »Warum kommt ihr beiden eigentlich so spät zu unserer Verabredung? Sonst seid ihr doch immer fünf Minuten vor der Zeit, wie bei der Marine.«

»Wir haben noch eben bei Tiffany vorbeigeschaut«, sagte Josephine. »Wir brauchten noch ein Taufgeschenk für den neuen Enkelsohn der Browns.«

Die zweite Niederlassung des New Yorker Juweliers in London lag an der Ecke Sloane Square und Symons Street.

»Und, seid ihr fündig geworden?«, fragte Archie.

»Nichts, was ich hätte kaufen müssen«, antwortete Penny.

Einen Moment später kam der Kellner mit einer Flasche Champagner an den Tisch, den die Schwestern wohl bestellt hatten, während Archie gerade mit seinem Assistenten telefonierte. Er versuchte, sich den Schreck nicht anmerken zu lassen, als er sah, dass es ein Ruinart war, nicht wie sonst immer die Hausmarke.

»Der geht auf mich«, beruhigte Penny ihn und tätschelte ihm den Arm.

»Was gibt es denn zu feiern?«, wollte Archie wissen.

»Dass wir ungeschoren davongekommen sind«, erwiderte Penny und meinte wohl den Zwischenfall bei Peter Jones. Was Archie nicht unbedingt als »ungeschoren davongekommen« bezeichnen würde. Penny dagegen schon, denn während sie in ihrer Handtasche nach einem Taschentuch kramte, funkelte ihr ein Solitärdiamant entgegen.

Viertes Kapitel



Nach dem ausgiebigen Lunch meinten die Schwestern, es werde langsam Zeit fürs Abendessen, aber Archie musste noch zu einer Vernissage, die er unmöglich schwänzen konnte. Er konnte die beiden aber auch unmöglich mitnehmen, wie er es sonst manchmal machte. Die Schwestern und Champagner waren eine brandgefährliche Mischung, und die beiden waren gelinde gesagt schon ordentlich angeschickert. Stattdessen verfrachtete Archie seine Großtanten also am Sloane Square in ein Taxi, drückte dem Fahrer zwei Zwanzig-Pfund-Scheine in die Hand und gab ihm strikte Anweisung, die beiden Damen ohne Umwege vor ihrer Haustür abzusetzen.

Der Fahrer, Mitglied im Poppy-Cab-Club, der am Remembrance-Sonntag alle Veteranen kostenlos zum Kenotaph chauffierte, versicherte, die Schwestern seien bei ihm in den allerbesten Händen. Einigermaßen beruhigt beugte Archie sich noch einmal hinten ins Taxi, um sich zu vergewissern, dass Penny und Josephine auch beide angeschnallt waren.

»Und bitte, macht keinen Unfug, bis wir uns wiedersehen«, ermahnte er sie.

Penny und Josephine versprachen, ganz artig zu sein.

»Schön. Ich würde nämlich nur ungern weitere Kristallelefanten kaufen müssen.«

Seit 1983, dem Jahr, in dem Josephine Witwe geworden war, wohnten die Schwestern gemeinsam in Pennys Haus in South Kensington. Penny hatte ihren Mann schon zwanzig Jahre zuvor verloren. Und obwohl sie sich als Kinder, wie sie selbst zugaben, gezankt hatten wie die Kesselflicker, stellten die Schwestern rasch fest, dass sie als Erwachsene wunderbar miteinander auskamen. Und was zunächst nur als Übergangslösung gedacht gewesen war – solange Josephine um ihren geliebten Gerald trauerte –, sollte bald zum dauerhaften Arrangement werden. Bis zu ihrem Lebensende, so hatten sie sich geschworen, wollten sie dort zusammen wohnen bleiben. Mit Mitte achtzig hatten sie einen Pakt geschlossen, dass sie sich, sollte eine von ihnen je ins Altersheim müssen, eine einfache Fahrkarte in die Schweiz kaufen würden.

Am Tag, nachdem Archie zum ersten Mal von diesem makabren Plan gehört hatte, schloss er die Pässe seiner Großtanten im Büro weg und gab die strikte Order, sie den Schwestern unter keinen Umständen ohne seine ausdrückliche Zustimmung wieder auszuhändigen. Und er würde ganz bestimmt nicht zustimmen, wenn der Zielbahnhof ihrer Reise Zürich hieß.

Aber auch zehn Jahre nach ihrem grausigen Schwur erfreuten sich die Schwestern, zu Archies großer Erleichterung, noch immer bester Gesundheit. Wenngleich er froh war, dass sie Arlene hatten, ihre Haushälterin, die bei ihnen wohnte und ihnen wo immer nötig zur Hand ging. Die Schwestern versicherten einander und jedem, der sie danach fragte, zwar immer, Arlene sei nur fürs Kochen, Putzen und Cocktailmixen zuständig – »Aber sie knauert immer mit dem Gin!« –, doch Arlene Blomerus war eine ausgebildete Krankenschwester, und Archie schlief nachts beruhigter, sie dort zu wissen.

Als Penny und Josephine an diesem Tag vom Sloane Square nach Hause kamen, erwartete Arlene sie schon mit Tee und Käsetoast. Arlene machte einen verboten guten Käsetoast. Sie bedankte sich beim Taxifahrer überschwänglich für seine Hilfe, die beiden Schwestern bis zur Haustür zu bugsieren. Ein wesentlich größerer Gefallen als eigentlich gedacht, vor allem angesichts Pennys anzuglichen Bemerkungen, während er ihr die Treppe hinaufhalf.

»Alte Damen sind die Schlimmsten«, würde er sich später bei seinen Kollegen am Taxistand beklagen.

Arlene erkundigte sich bei den Schwestern, ob sie einen schönen Tag gehabt hatten, worauf die nur erklärten, er sei *vraiment gai* gewesen, und es dann dabei beließen. Arlene hatte zwar schon vom Peter-Jones-Debakel gehört – Archie hatte sie zwischenzeitlich angerufen und ihr den Zwischenfall geschildert –, ließ es aber gut sein. Sie wollte Penny nicht wegen der wiederholten Gedächtnislücken in Verlegenheit bringen. Ziemlich sicher ein erstes Anzeichen für Demenz. Und Arlene war der Ansicht, alte Menschen verdienten in ihren letzten Lebensjahren nichts als Güte und Mitgefühl. »Schließlich«, sagte sie oft zu ihrer Schwester Peta, »wird es uns irgendwann auch mal so gehen.«

Nach dem Abendessen legte Arlene ihren beiden Schützlingen sachte nahe, lieber früh ins Bett zu gehen.

»Ich weiß, Sie sind beide noch ganz berauscht von dem wunderbaren Tag in der Stadt, aber wenn Sie heute nicht zeitig ins Bett gehen, zahlen Sie morgen den Preis dafür.«

Unter viel Gegrummel und mit je einem Schlückchen Whiskey zur Besänftigung folgten die Schwestern schließlich Arlenes gutem Rat und sagten einander auf dem Treppenabsatz gute Nacht.

»Schlaf gut und träum süß«, sagten sie einander, so wie früher als Kinder, »von Zucker und Anis.«

Josephine war im Handumdrehen eingeschlafen, aber Penny war noch nicht nach Zubettgehen. Sie hatte noch einiges an Recherche zu erledigen. Sie schaltete also ihr Tablet ein, das Archie ihr zum neunzigsten Geburtstag geschenkt hatte (darauf vorinstalliert bereits eine Sudoku-App, zur Abwehr des drohenden geistigen Verfalls), und ging geradewegs auf die Webseite ihres Lieblingsdiamantenhändlers, um nachzuschauen, was der Ring wohl wert war, der den Nachmittag an ein Tütchen Hustenbonbons geschmiegt am Boden ihrer Handtasche verbracht hatte. Hatte die Verkäuferin gesagt, es seien zwei Karat oder drei? Vermutlich nur zwei, dachte Penny (gar nicht so schlecht für eine Viertelstunde Arbeit) und nahm sich vor, gleich am nächsten Tag einen alten Freund anzurufen. Danach verriet ihr eine schnelle Google-Suche bevorstehender Schmuckverkäufe, dass im Juni bei Brice-Petitjean in Paris eine interessante Auktion auf dem Programm stand: *Bedeutende Schmuckstücke des frühen zwanzigsten Jahrhunderts*. Angekündigt wurde die Auktion mit dem Foto eines Rings, dessen gigantischer Smaragd von glitzernden kleinen baguetteschliffenen Diamanten eingerahmt war. Ballerinafassung nannte sich das.

Jedes Stück hat seine ganz eigene Geschichte, versicherte der Beleittext der geneigten Leserin.

Penny vergrößerte das Foto auf ihrem Tablet, bis es nicht mehr ging, und griff dann nach der Lupe, die sie für ebensolche Gelegenheiten auf ihrem Nachttisch bereithielt, um sich den Ring noch genauer anzuschauen. Die Kinnlade klappte ihr in ungläubigem Staunen herunter, während sie das Bild so betrachtete. War er es? Nein. Das konnte doch nicht sein. Und doch ... doch, das musste er sein. Dieses Schmuckstück hatte ganz fraglos eine sehr eigene Geschichte.

Fünftes Kapitel



Archies Bedenken zum Trotz verliefen die Feierlichkeiten zum VE Day in der Albert Hall glatt und reibungslos. Die Schwestern saßen nebeneinander in einer Reihe mit vier weiteren Veteranen. Penny hatte den schneidigen Army-Offizier zu ihrer Rechten, Josephine saß mit dem zudringlichen Dambuster zu ihrer Linken. Die Dritte Offizierin (a.D.) Davina Mackenzie war nicht unter den geladenen Gästen (Archie verriet Josephine lieber nicht, dass Davina nicht da war, weil sie für eine Sondersendung von ITV vor der Kamera stand), aber eine andere der alten Wrens war da: Schwester Eugenia Lambert, eine Nonne von den Schwestern vom Heiligen Herzen, die Archies Großtanten nur *Die Prinz Eugen* nannten, weil sie daherkam wie ein altes Schlachtschiff. Passenderweise war Schwester Eugenia im Zweiten Weltkrieg im Y-Dienst gewesen – dem Funkabhördienst, der den feindlichen Funkverkehr auf See belauschte – und behauptete gern, Signale deutscher Schiffe abgefangen zu haben, darunter auch die der berühmt-berüchtigten *Bismarck*.

»Jeder, der damals im Y-Dienst war, hat irgendwann Signale der *Bismarck* abgefangen«, spöttelte Josephine manchmal. »Selbst die, die ihren Dienst erst angetreten haben, nachdem sie schon gesunken war.«

Die Schwestern trugen ihre Orden mit Stolz: Josephine hatte zwei, Penny drei. Archie hatte sie auf Hochglanz poliert. Und Pennys

hatte er sogar an neue Bänder nähen lassen, weil Pennys kürzlich verstorbener Dackel Flaubert der Dritte irgendwann daran herumgekaut hatte. Beide Schwestern trugen natürlich die War Medal, den Kriegsorden, am rot-weiß-blauen Band. Zusätzlich hatte Josephine die Defence Medal, den Verteidigungsorden, verliehen bekommen und Penny den 1939–1945 Star und den Italy Star für ihre Zeit in Algerien und in Apulien.

Immer wenn er den Schwestern half, sich die Orden an die Brust zu heften, musste Archie an das erste Mal denken, als er sie gesehen hatte, damals, an einem Weihnachten in South Kensington. Während die Erwachsenen über Sachen redeten, die ihn nicht interessierten, hatte er mit den Orden spielen dürfen, als sei es Flitter, und hatte sie dem großen, abgeliebten Teddybären angeheftet, der einmal seinem Urgroßvater Sir Christopher Williamson gehört hatte. Keine der Schwestern schien sich zu sorgen, Archie könnte sie verschusseln oder beim Spielen kaputt machen. Sie machten keinen großen Wirbel um ihre Kriegsabenteuer.

»*Die Orden hat doch damals wirklich jede gekriegt*«, meinte Penny damals. »Man brauchte bloß anzutanzen und eine Uniform anzuziehen.«

Und vor nicht allzu langer Zeit hatte Josephine zu ihm gesagt: »Wir waren keine Heldinnen, Archie. Wir sind recht gut durch die Kriegsjahre gekommen. Wir werden bloß zu diesen ganzen Veranstaltungen eingeladen, weil wir alle anderen überlebt haben.«

Vielleicht war da etwas Wahres dran, aber Archie war trotzdem stolz auf seine Großtanten, und als die Kameras herumschwenkten und Josephine und Penny in Nahaufnahme zeigten, während die Namen der anwesenden Veteranen verlesen wurden, hatte er plötzlich Tränen in den Augen, so wie jedes Mal. Ganz gleich, wie sehr die Schwestern ihre Verdienste auch kleinzureden versuchten,

sie hatten damals einen wichtigen Beitrag geleistet, und nun leisteten sie wichtige Arbeit, indem sie die Erinnerung an ihre heldenhafte Generation am Leben erhielten.

Nachdem die Feierlichkeiten vorbei waren – Charles und Camilla waren nicht lange geblieben –, fand Archie die beiden Schwestern im Green Room unter der riesigen Bühne der Albert Hall, wo Tee und Sandwichs serviert wurden.

»Man sollte doch meinen, es gäbe wenigstens etwas Anständiges zu trinken«, beschwerte Penny sich. »Wer weiß, zu wie vielen dieser Lobhudeleien wir noch werden gehen können.«

»*Toujours gai*, Tante Penny«, ermahnte Archie sie.

»Du solltest mal sehen, wie *gai* ich erst mit ein bisschen Alkohol wäre.«

»Was für eine Aufregung hast du als Nächstes für uns in petto?«, wollte Josephine wissen.

Mein lieber Schwan, dachte Archie. Kaum war die eine Aufregung vorüber, forderten sie schon die nächste. Es war, wie Würmer für eine hungrige Hühnerschar zu suchen.

»Ich habe da schon so eine Idee«, versicherte er ihnen.

»Ein Interview mit Andrew Graham-Dixon vielleicht?«

»Aber der ist doch Kunsthistoriker.«

»Dann sag ihm einfach, wir beide sind lebende Kunstwerke«, erwiederte Penny.

Archie war regelrecht erleichtert, als zwei Fernsehjournalisten Mitte zwanzig auf sie zukamen, um ihnen ihren Respekt auszusprechen. Die beiden stellten sich als Pongo und Tiger vor (so zumindest hörte es sich durch die Zungenpiercings an) und redeten mit seinen Großtanten, als seien sie senil. Eine Unsitt der jüngeren Generation. Auf den ersten Blick schien das die Schwestern nicht weiter zu stören, aber als einer der beiden jungen Leute – Pongo,

vermutlich – »ach Gottchen« sagte, nachdem Josephine ihnen von ihrer Arbeit in der Feuerleitstelle während des Atlantikkriegs erzählt hatte, bemerkte Archie, wie Penny anfing, mit dem rechten Zeigefinger auf dem Veranstaltungsprogramm in ihrem Schoß herumzuklopfen. Ein nichtsahnender Außenstehender hätte es vielleicht als nervösen Tick abgetan, aber Archie sah gleich, dass es das Morsezeichen für »Idiot« war. Sie hatte es ihm oft genug auf die Stirn geklopft.

Unauffällig schaute Archie auf sein Telefon. Da war eine Sprachnachricht von einer Nummer, die ihm nichts sagte. Er wollte sie schon abhören, als einer der charmanten Nachrichtensprecher der BBC auf sie zukam, und sofort fingen Josephine, Penny und Archie mit ihm zu flirten an. Die Sprachnachricht war vorerst vergessen.

Später brachte Archie seine Tanten dann nach Hause.

Das Taxi hielt vor dem Haus, und Archie betrachtete mit kritischem Blick die Fassade. Das Haus an sich war ein Traum, aber es wirkte inzwischen ein bisschen heruntergekommen. Er würde sich darum kümmern müssen, dass der Stuck wieder gestrichen wurde, obwohl er das Gefühl hatte, seit dem letzten Anstrich dürfte eigentlich höchstens ein halbes Jahr vergangen sein. Immer gab es etwas zu tun, aber er wusste, seine Großtanten würden dem Umzug in ein etwas pflegeleichteres Haus nie zustimmen. Sie hatten es sich »eingerichtet«, wie sie immer sagten, umgeben von in zwei Lebenszeiten angesammelten Schätzen und all ihren Freunden gleich um die Ecke.

»Ich wette, du kannst es gar nicht erwarten, die Hütte eines Tages zu erben«, hatte ein alter Ex-Freund mal zu Archie gesagt, als er Pelham Road Nr. 63 das erste Mal gesehen hatte. Und konnte es kaum fassen, als Archie ihm erklärte, er werde von seinen Großtanten rein gar nichts erben, vor allem nicht diese Immobilie in Toplage.

Obschon er, nach seinem eigenen Vater, ihr nächster Verwandter war – »und unser Lieblingsverwandter noch dazu«, wie sie gern sagten –, hatte Archie immer gewusst, dass das Haus seiner Großtanten ihm nie gehören würde. Das hatten die Schwestern ihm, sobald er alt genug gewesen war, zu verstehen, was eine Erbschaft ist, ohne Umschweife erklärt. Das Haus sollte nach ihrem Tod verkauft werden und der Erlös an die Stiftung gehen, die Penny in Erinnerung an ihren verstorbenen Mann, den Pferdetrainer Connor O'Connell gegründet hatte, der 1966 ganz überraschend im Südfrankreichurlaub gestorben war (noch dazu in ihren Flitterwochen). Seitdem hatte die O'Connell-Stiftung, finanziert mit Mitteln aus Tante Pennys ausgesprochen klugen Geldanlagen, hunderte Waisen in dutzenden Kriegsgebieten aufgenommen und für ein Dach über dem Kopf, medizinische Versorgung und Schulbildung gesorgt. Archie hatte viele dieser Kinder selbst kennengelernt, als er Penny auf ihren Reisen zu den verschiedenen Projekten der Stiftung begleitete, und er hegte absolut keinen Groll gegen sie. Er wusste, wie viel Glück er im Leben gehabt hatte.

»Dein Großonkel hätte es so gewollt«, sagte Penny.

Archie wünschte, er hätte seinen Großonkel Connor noch selbst kennengelernt. Er kannte ihn nur von einem Bild – einem Gruppenfoto von einer Party in den Sechzigerjahren, das an die Rückseite der Tür zum Gästeklo unten im Haus gepinnt war –, aber Connor sah darauf aus, als hätte er eine Menge Humor gehabt. Den hatte er bestimmt auch gebraucht, dachte Archie sich hin und wieder.

Arlene bereitete gerade das Mittagessen zu, als ihre Schützlinge nach Hause kamen. Archie lehnte sich gegen die Küchenschränke und sah ihr dabei zu, wie sie den regenbogenbunten Salat anrichtete. Er war froh, dass sie anscheinend genug für vier gemacht hatte.

Die Sandwiches in der Albert Hall waren doch eine ziemliche Enttäuschung gewesen.

»Gibt's was Neues?«, fragte Archie.

Arlene hielt die Hände unters Wasser und trocknete sie am Geschirrtuch ab. Dann drehte sie sich zu Archie um, und er wusste gleich, dass sie ihm etwas zu sagen hatte und es bestimmt nichts Gutes sein würde.

»Jede Menge Telefonanrufe«, sagte sie.

»Ja?«

»Es gibt einen neuen Telefontrick. Der Anrufer tut, als sei er vom Kassen- und Steueramt. Beim dritten Anruf in Folge von demselben Herrn, der unbedingt Penny sprechen wollte, habe ich ihn gefragt, wer er eigentlich ist und was genau er von ihr will. Da hat er einfach aufgelegt. Ich habe seine Nummer blockiert. Reichlich verdächtig, was?«

»Hmmm«, brummte Archie.

»Keine Sorge, Archie. Ich passe schon auf. Niemand kommt den Ladies zu nahe, ohne dass ich weiß, was er oder sie von ihnen will. Ich finde dieses Pack, das alte, hilflose Menschen ausnimmt, gelinde gesagt zum Kotzen. Ich weiß nicht, wie diese Nepper noch in den Spiegel schauen können. Da kann das Leben einem noch so übel mitspielen, für Unehrlichkeit gibt es einfach keine Entschuldigung.«

Archie nickte. »Tja, dann hoffen wir mal, dass keine miese Masche dahintersteckt.«

Just in dem Moment klingelte Archies Telefon. Es war die unbekannte Nummer vom Vortag. In der ganzen Aufregung um den Nachrichtensprecher der BBC hatte er ganz vergessen, seine Nachrichten abzuhören. Er entschuldigte sich und ging in den Garten, um den Anruf anzunehmen. Als er zurückkam, wirkte er ganz aufgereggt.

»Gute Nachrichten?«, fragte Arlene.

»O ja! Und wie!«

Hier hatte er die Mutter aller Aufregungen.

»Tante Josephine! Tante Penny!«

Die Schwestern, die gerade oben waren und sich umzogen, steckten die Köpfe über das Geländer, um rauszufinden, was das Geschrei sollte.

»Ich habe gerade einen Anruf vom französischen Botschafter in London bekommen. Ihr seid für die Légion d'honneur vorgeschlagen worden!«

»Die was?«, fragte Penny.

»Die Légion d'honneur. Die Ehrenlegion. Den höchsten französischen Verdienstorden. Für euren Kampf für Frankreich. Im Krieg.«

»Wir beide?«, fragte Josephine.

»*Tous les deux*«, bestätigte Archie.

»Dann *je suis ravie d'accepter*«, sagte Penny.

»*Moi aussi*«, sagte Josephine. »Oh, das ist *vraiment gai*.«

Die Schwester kamen nach unten, und Archie tanzte mit ihnen ausgelassen durch die Diele. In der Küche angekommen, musste auch Arlene bei ihrer spontanen Polka durchs ganze Haus mitmachen.

»Die Légion d'honneur«, sang Archie. »Tantchens, wir fahren nach Paris!«

Sechstes Kapitel



Aus dem Tagebuch von Penelope Williamson

7. Juli 1939

ICH HASSE PARIS!

Mir ist so langweilig, ich könnte schreien. Ich habe mich so auf diesen Besuch gefreut, aber vom ersten Tag an nichts als *ennui*. Genauso gut könnte ich gar nicht da sein. Niemand kümmert sich um mich. Onkel Godfrey ist zu beschäftigt mit seinem Weinkeller, Tante Claudine mit ihren Malstunden – wobei jeder weiß, dass Monsieur Lebre eigentlich gar keine Ahnung vom Malen hat –, und jetzt lässt Josephine mich auch noch sitzen.

Die ganze letzte Woche ist sie herumgelaufen wie ein Mondkalb. Seit August Samuel angefangen hat, ihr schöne Augen zu machen, hat sie anscheinend vollkommen vergessen, dass es mich auch noch gibt. Dabei habe ich zuerst mit ihm geredet. Josephine ist bloß rot geworden und hat sich hinter *Alter Adel rostet nicht* versteckt und getan, als würde sie lesen, jedes Mal, wenn August in den Hinterhof gekommen ist. Ich war es, die irgendwann all ihren Mut zusammengenommen und »bonjour« zu ihm gesagt hat, und ich war es, die ihn ausgefragt hat. Er sollte unser *gemeinsamer* Freund werden.

Ohne mich hätte Josephine August nie kennengelernt – ihr Französisch ist *vraiment épouvantable* –, aber nun, sagt sie, braucht sie keine Übersetzerin mehr, denn August ist ihre *l'amour vrai*, und sie seine. Als ich einmal eben nach drinnen gegangen und Limonade für uns alle geholt habe, hat er sie doch tatsächlich geküsst! Jetzt sind sie offiziell ein Liebespaar, und ich bin Luft. Fast will ich ihr das Armband, das ich für sie in den Galeries Lafayette geklaut habe, gar nicht mehr schenken.

Wobei ich vielleicht dazu sagen sollte, dass ich das Armband gar nicht stehlen wollte. Nein, eigentlich wollte ich Josephine ein Geburtstagsgeschenk *kaufen*. Ich habe die Verkäuferin gebeten, mir die fünf Armbänder zu zeigen, die mir in der Vitrine am besten gefallen haben, aber wie ich sie noch anprobierte und mir vorzustellen versuchte, wie sie an Josephines moppeligem Handgelenk aussehen würden, statt an meinem zarten, trat eine Dame mit einer ausgefallenen Kopfbedeckung an den Tresen, und was die Verkäuferin anging, hätte ich mich genauso gut in Rauch auflösen können.

Warum glauben alle, sie könnten mich einfach so links liegenlassen? Die Verkäuferin sammelte die Armbänder einfach wieder ein, die ich mir eigentlich noch hatte anschauen wollen, und verscheuchte mich mit einer Handbewegung wie eine lästige Fliege. Sie dachte wohl, ich bin die Mühe nicht mehr wert, jetzt, wo Madame Pfeffersack hereingekommen war. Weshalb ich auch kein sonderlich schlechtes Gewissen hatte, als ich, in der Metrostation angekommen, merkte, dass ich noch eins der Armbänder ums Handgelenk hatte.

Ich bin einfach aus dem Laden spaziert, nicht ahnend, dass ich gerade einen Diebstahl beging! Ich habe dem livrierten Herrn an der Tür im Hinausgehen sogar noch einen »*bonne journée*« gewünscht. Kaum zu fassen! Und ich muss gestehen, der Gedanke,

ein echtes Verbrechen begangen zu haben, wenn auch bloß aus Versehen, und damit davongekommen zu sein, ist schrecklich aufregend. Vielleicht könnte es noch von Vorteil sein, dass die Leute mich nicht bemerken. Wenn ich doch bloß die Chuzpe hätte, es wieder zu tun. Ich weiß nämlich nicht, ob ich, wenn ich das Armbändchen absichtlich hätte mitgehen lassen wollen, in einer derartigen Seelenruhe aus dem Kaufhaus spaziert wäre. Bestimmt hätte ich ohne Not ein Geständnis gestammelt und wäre in La Bastille eingekerkert worden.

Das Armband wird Josephine zwar bestimmt nicht gefallen, aber allein der Gedanke zählt. Meine Schwester interessiert nur, was August ihr wohl schenken wird. Ich wette, sie hofft auf echten Schmuck. Zuhause in Wien war sein Vater Juwelenhändler, ehe sie vor den Nazis hatten fliehen müssen.

Ach, und übrigens, solltest Du das hier unerlaubterweise bis hierher gelesen haben, dann schämst Du Dich hoffentlich was. Das ist schließlich, wie schon vorne draufsteht, mein HÖCHST GEHEIMES Tagebuch, und jeder und jede, der oder die es ohne mein ausdrückliches Einverständnis liest, soll verflucht sein. Ganz besonders Du, Josephine Cecily Williamson!

17. Juli 1939

Josephine hat heute Geburtstag, ihren siebzehnten. Beim Frühstück habe ich ihr das Armband gegeben. Sie erklärte es für »himmlisch« und mich zu ihrer Lieblingsschwester (kein Wunder, sie hat ja nur die eine, aber so lieb bin ich ihr dann wohl auch wieder nicht, dass sie den ganzen Tag mit mir hätte verbringen wollen).

Kaum hatten Onkel Godfrey und Tante Claudine die Wohnung verlassen – Godfrey, um in seinen Keller zu gehen, Claudine,

um zu einer ihrer Freiluft-»Malstunden« im Bois de Boulogne zu eilen –, flitzte Josephine auch schon schnurstracks hinunter in den Hof, um dort auf August Samuel zu warten, von einer wal-lenden Wolke von Tante Claudines *Eau de Divine* umwabert. Es nahm einem fast die Luft zum Atmen. Nicht besonders damen-haft, wenn der Duft einem schon von Ferne in die Nase steigt.

Josephine bestand darauf, ich dürfe ihr keinesfalls nach unten in den Garten nachkommen, und ich dürfe ihr auch nicht durchs Klofenster nachspionieren, das einzige Fenster mit Blick in den Hof. Sie und August hätten wichtige Dinge zu besprechen, die nichts für meine »zarten Ohren« seien. Ich fragte, woher sie denn überhaupt wissen wolle, was August zu ihr sagte, wenn ich es nicht für sie übersetzte. Worauf sie bloß sagte, und ich zitiere: »Wenn du erst mal in mein Alter kommst, Penelope, wirst du verstehen, dass es im Leben Dinge gibt, für die es keine Übersetzung braucht.«

Natürlich habe ich sie durchs Klofenster beobachtet. Josephine hockte unten auf der Bank und tat, als läse sie *Die treue Nymphe*, das sie sich von Tante Claudine geborgt hatte, dabei hatte sie nur einen Gedanken, nämlich möglichst ansprechend auszusehen, wenn August herunterkam. Sie kniff sich in die Wangen und probierte verschiedene Posen, in denen sie allesamt aussah wie eine drittklassige Revuetänzerin aus dem Moulin Rouge.

Irgendwann kam August schließlich herunter, und Josephine konnte kaum noch an sich halten. Sie sind dann gemeinsam durch das Tor hinaus verschwunden. Als ich von der Klobbrille stieg, bin ich versehentlich mit dem Fuß in die Schüssel getreten. *Tant pis.*

Und wo Josephine ja darauf hoffen muss, dass ich unserer Patentante und unserem Patenonkel nicht verrate, was sie den lieben langen Tag so treibt, dürfte man doch eigentlich annehmen, sie wäre ein bisschen netter zu mir, statt mir nur lapidar zu sagen, ich sei noch zu jung, um das »Mysterium der Liebe« zu begreifen.

Ich bin gerade einmal anderthalb Jahre jünger als sie und habe genau dieselben Bücher gelesen.

Und außerdem ist Josephine nicht die Einzige, die von Männern umschwärm wird. Nachdem sie und August heute Morgen heimlich verschwunden sind, bin ich runter in den Hof. Ich schrieb gerade in mein Tagebuch, als Gilbert, der Sohn von Madame Declerc, unserer Concierge, kam und sich neben mich auf die Bank setzte. Wie üblich hatte er seine Gasmasken dabei.

Er sagte: »Du bist die hübscheste Schwester.«

Worauf ich ihm erklärte, es müsse »die hübschere« heißen, da es nur zwei Schwestern zum Vergleichen gebe.

Ich wollte ihn fragen, warum er fand, ich sei die Hübschere, weil mir das bisher noch niemand gesagt hatte und ich gerne gewusst hätte, was an meinem Gesicht er ansehnlicher fand als bei meiner Schwester, aber da kam just seine Mutter vom Markt zurück. Ein grimmiger Blick von ihr, und er stürzte los, um ihr die Einkäufe hineinzutragen, ohne mir auch nur »au revoir« zu sagen. Madame Declerc ist eine *vieille vache terrible*. Sie scheint sämtliche Bewohner des Hauses zu verabscheuen, obschon sie ihr Gehalt zahlen. Onkel Godfrey meint, unfreundlich zu sein, gehöre zu einer Concierge dazu.

Um die Mittagszeit kamen Josephine und August wieder zurück. August sagte zu mir, ich hätte einen ausgezeichneten Geschmack, und meinte damit Josephines Armband.

»Aber du weißt, die Steine sind nicht echt«, sagte er.

Natürlich wusste ich das.

Er setzte hinterher: »Ich kann euch mal was richtig Echtes zeigen.«

Und dann nahm er uns beide – Josephine *und* mich – mit zu sich in die Wohnung seiner Familie. Seine Eltern waren unterwegs, genau wie Lily, seine kleine Schwester. Ich war froh, dass